Sonntagsblatt

der Rheinischen Volkszeitung

Schriftleiter: J. V.: J. Etienne-Wiesbaden / Druck und Verlag von Hermann Rauch, Wiesbaden / Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 29 | Wiesbaden, den 19. Oktober 1919 | 37. Jahrgang

Kirchl. Wochenkalender

Sonntag, 19. Oktober:	Petrus von Alkantara
Montag, 20. Oktober:	Johannes Kantius
Dienstag, 21. Oktober:	Ursula
Mittwoch, 22. Oktober	Wendelin
Donnerstag, 23. Oktbr:	Severin
Freitag, 24. Oktober:	Raphael
Samstag, 25. Oktober:	Chrysanth

Neunzehnter Sonntag n. Pfingsten. Ev. d. hl. Matth. 22, 1—14

In jener Zeit trug Jesus den Hohenpriestern und Pharisäern folgende Gleichnisrede vor: Das Himmelreich ist einem Könige gleich, der seinem Sohne Hochzeit hielt. Er sandte seine Knechte aus, um die Geladenen zur Hochzeit zu berufen; aber sie wollten nicht kommen. Abermals sandte er andere Knechte aus und sprach: Saget den Geladenen: Siehe, mein Mahl habe ich bereitet, meine Ochsen und das Mastvieh sind geschlachtet, und alles ist bereit; kommt zur Hochzeit. Sie aber achteten es nicht und gingen ihre Wege, einer auf seinen Meierhof, der andere zu seinem Gewerbe. Die übrigen aber ergriffen seine Knechte, taten ihnen Schmach an und ermordeten sie. Als dies der König hörte, ward er zornig, sandte seine Kriegsvölker aus und ließ jene Mörder umbringen und ihre Stadt in Brand stecken. Dann sprach er zu seinen Knechten: Das Hochzeitsmahl ist zwar bereitet, allein die Geladenen waren dessen nicht wert. Gehet also auf die offenen Straßen und ladet zur Hochzeit, wen ihr immer findet. Und seine Knechte gingen aus auf die Straßen und brachten alle zusammen, die sie fanden, Gute und Böse; und die Hochzeit ward mit Gästen ganz besetzt. Der König aber ging hinein, um die Gäste zu beschauen, und er sah daselbst einen Menschen, der kein hochzeitliches Kleid anhatte. Und er sprach zu ihm: Freund, wie bist du da hereingekommen, da du kein hochzeitliches Kleid anhast? Er aber verstummte. Da sprach der König zu den Dienern: Bindet ihm Hände und Füße und werfet ihn hinaus in die äußerste Finsternis: da wird Heulen und Zähneknirschen sein. Denn viele sind berufen, wenige aber auserwählt.

Der Apostel Wiens

(Fortsetzung.)

1. Klemens Hofbauer war Universitätsstudent geworden. Als die Ferien kamen, erfaßte ihn wieder das Heimweh nach Rom. Zusammen mit seinem Freund Hübl brach er nach der ewigen Stadt auf. In Rom besuchten sie die Kirche der Redemptoristen, erbauten sich an ihrem feierlichen Gottesdienst und nahmen einen guten Eindruck von den Patres mit. Sie gingen zum Oberen des Klosters, der ihnen von der Stiftung des hl. Alfons erzählte. Klemens war sofort Feuer und Flamme, und als der Obere aus freien Stücken sie einlud, bei ihnen einzutreten, schlug Klemens sofort ein. Hübl war vorsichtiger, erklärte aber am nächsten Tage ebenfalls seine Einwilligung, nachdem der Diener Gottes die ganze Nacht im Gebete um Erleuchtung für seinen Freund gerungen hatte. Am 24. Oktober 1781 wurden sie als Novizen eingekleidet. Mit Eifer widmeten sie sich ihrem neuen Berufe, so daß sie bereits nach fünf Monaten die Gelübde ablegen durften. Nach einem weiteren Jahre anstrengten Studiums schlug endlich die lang ersehnte, innig erflehte und so heiß erstrittene Stunde. Im Frühjahr des Jahres 1785 erhielten beide, Klemens und Hübl, die Priesterweihe. Klemens war 35 Jahre alt.

Damals lebte der hl. Ordensstifter Alfons noch. Als er von den zwei Deutschen hörte, zeigte er sich hocherfreut. Dem Wunsche der beiden Patres, nach Deutschland zu reisen und dort eine Niederlassung zu gründen, wurde gern entsprochen. Sie lenkten ihre Schritte nach Wien. Allein damals war durch die kirchenfeindliche Regierung kein Boden für ein neues Kloster. Sie erhielten deshalb von Rom den Auftrag, nach Kurland zu gehen. Auf dem Wege dorthin wurden sie in Warschau zurückgehalten und veranlaßt, sich dort festzusetzen, wozu denn auch die Genehmigung von Rom erteilt wurde.

Religion und Sittlichkeit lag damals in der Polenstadt arg darnieder. Da waren die Ankömmlinge ganz am Platze. Man wies ihnen eine alte verfallene Kirche an, und unter vielen Entbehrungen konnten die beiden Patres ihre Tätigkeit beginnen. 22 Jahre lang arbeitete Klemens Hofbauer hier mit nie ermattendem Eifer. Er gewann auch nach und nach neue Mitglieder für die Kongregation, und seine Kirche wurde mit der Zeit der Mittelpunkt des religiösen Lebens in der alten Polenstadt. Nicht nur den Deutschen galt seine Tätigkeit, sondern auch den Polen selbst. St. Bruno — so hieß seine Kirche — glich einer ununterbrochenen Mission. Viermal in der Woche wurde gepredigt, später täglich — polnisch und deutsch. Den ganzen Tag konnte ein jeder in der Kirche einen Pater antreffen, der im Beichtstuhl saß. Der Gottesdienst wurde mit erhebender Pracht gehalten. Um das religiöse Leben zu fördern, gründete Hofbauer mehrere Vereine. Arme, verwahrloste Knaben las er von der Straße auf, reinigte und pflegte sie und gab ihnen Unterkunft. Er stiftete zwei Waisenhäuser, eins für Knaben, das er von einem Verein frommer Jungfrauen besorgen ließ. Um den nötigen Unterhalt herbeizuschaffen, scheute er sich nicht, an fremden Türen betteln zu gehen. Da geschah es eines Tages, daß er in ein Gasthaus kam, wo er einige Männer am Spieltisch um ein Almosen anging. Einer der Männer fuhr zornig in die Höhe und spie ihm ins Gesicht. Ruhig wischte sich Klemens ab und sprach: „Das war für mich, aber jetzt geben Sie mir auch etwas für meine Waisen. Beschämt und gerührt durch eine solche Sanftmut, gab der Spieler nicht bloß ein bedeutendes Almosen, sondern kam auch nach einigen Tagen zur Beichte. Ein anderes Mal war die Not aufs höchste gestiegen. Da stieg der Diener Gottes nach inbrünstigem Gebete die Stufen des Altars hinan und klopfte an den Tabernakel mit den Worten: „Herr, hilf, jetzt ist es Zeit." Wirklich kam gleich die erbetene Hilfe. Ein unbekannter Mann erschien an der Pforte und gabe eine Summe Geld ab.

Die Tätigkeit des Heiligen dehnte sich weit über Warschau hinaus. Im Jahre 1793 wurde er zum Generalvikar für die nördlichen Länder ernannt. Als solcher war er eifrigst bemüht, die Kongregation auszubreiten und ihr neue Gebiete zu erschließen. So sandte er Missionäre nach Mitau in Kurland, nach Litauen und Radzymin in Polen. Auch in Deutschland suchte er Fuß zu fassen. Es entstanden Niederlassungen auf Tabor bei Jestetten, in Triberg im badischen Schwarzwald, in Babenhausen bei Augsburg, aber immer nur für kurze Zeit. Jedesmal wurde er wieder vertrieben. Diese Enttäuschungen sollten ihn auf härteres vorbereiten.

Im Jahre 1807 kam Warschau unter französische Verwaltung. Damit war für das Redemptoristenkloster unter Hofbauer das Ende herangerückt. Noch ein ganzes Jahr lang lebten die Patres in Angst und Furcht. In der Frühe des 20. Juni 1808 langten mehrere Wagen vor dem Kloster an und die Redemptoristen wurden aufgefordert, sofort die Wagen zu besteigen. Von bewaffneten Soldaten umgeben, fuhren sie die Stadt hinaus, der eine hierhin, der andere dorthin. In der Festung Küstrin fanden sie wieder alle beisammen. Nach vierwöchentlicher Haft wurden den Gefangenen Pässe ausgestellt mit der strengen Weisung, daß jeder sich nach seiner Heimat zu begeben habe.

Damit war das Werk Hofbauers vernichtet. Der Schlag traf ihn hart. Aber seine Heldenseele verleugnete sich auch in dieser Not nicht. „In

---

Ernte

Schwarzgoldene Kreuze grüßen
Vom Friedhof weit ins Tal;
Das schläft zu seinen Füßen
Im sonnenmüden Strahl.

Die goldene Ährenzither
Erschauert sterbensbang...
Stumm steht ein bleicher Schnitter
Und prüft der Sichel Klang.

P. Thim. Kranich O. S. B.

allem erkennen wir den Willen Gottes. Er hat dies zugelassen, weil wir nicht waren, wie wir hätten sein sollen." Das waren seine Worte. Es gelang ihm, seine Mitbrüder aufzurichten und mit heiliger Freude zu erfüllen.

2. Hofbauer lenkte seine Schritte nach Wien. Die Aufnahme in der Kaiserstadt war nicht gerade freundlich. Die Polizei betrachtete ihn als Spion und warf ihn ins Gefängnis. Erst nachdem er sich genug ausgewiesen hatte, setzte man ihn in Freiheit. In einem Zimmer, das an eine Kirche stieß, erhielt er Quartier. Dort wohnte er einige Jahre und unterhielt sich mit dem in seiner Nähe wohnenden Gotte über seine Zukunft. Seine Tätigkeit war in dieser Zeit nicht ausgedehnt. Erst im Jahre 1813 wurde das anders, als er als Spiritual zu den Ursulinen kam. Seine Wirksamkeit in der Kirche, deren Leiter er war, ergriff bald die ganze Stadt. Denn er predigte ganz anders, als die Leute damals in Wien hörten, wo das josephinische Kirchentum noch sehr nachwirkte. Unermüdlich war er im Beichtstuhle tätig. Wenn es galt, Kranke zu besuchen und Sterbende mit Gott auszusöhnen, war ihm keine Stunde ungelegen, keine Entfernung zu weit.

In ganz besonderer Weise nahm er sich der jungen Leute, besonders der studierenden Jugend an. Mit inniger Liebe suchte er sie an sich zu ziehen, um sie in ihrer Religion zu festigen und für alles Edle und Schöne zu begeistern. Wenn man zu ihm kam, saßen gewöhnlich einige Studenten auf seinem Zimmer. Sein priesterlicher Freund Zacharias Werner sagte einmal zu ihm: „Wann kann ich denn einmal kommen, um mich mit dir zu unterhalten? So oft ich komme, sind die jungen Bengel da." Der Heilige gab zur Antwort: „Diese jungen Bengel sind mir lieber als du."

Die Not und die Bedürfnisse der Zeit mit seinem klaren Geiste erfassend, war er nicht bloß ein Apostel des Wortes, sondern auch der Presse. Gute Bücher zum Drucke zu befördern und zu verbreiten, fähige Leute zur Schriftstellerei zu ermuntern und ihnen mit Rat und Tat zur Hand zu gehen, war ihm eine Herzenssache. Wie hoch steht dieser einfache Pater in dieser Beziehung über manchen seiner Zeitgenossen, von denen uns die Geschichte berichtet. Wie modern ist doch dieser schlichte Pater gewesen!

Seinen Durst nach Verherrlichung Gottes und dem Heile der Seelen kann man am besten aus der Tagesordnung sehen, die der schon über sechzig Jahre zählende Diener Gottes einhielt. Um drei Uhr erhob er sich vom Lager, nicht selten schon früher, und verweilte in langem anhaltendem Gebete. Hierauf begab er sich zur Kirche. Ein- oder zweimal ging er in die Kirche der Mechitaristen, wo er eine Schar armer Leute Beicht hörte. Nach seiner Rückkehr verweilte er bei den Ursulinen im Beichtstuhl, bis er alle befriedigt hatte. Um zehn Uhr oft erst um ½12 Uhr, las er die hl. Messe mit inniger Andacht und tiefer Zerknirschung, so daß er alle Anwesenden erbaute. Es folgte eine lange Danksagung. Das kärgliche Mittagsmahl nahm er zusammen mit zwei Patres ein. Nachmittags machte er seine notwendigen Gänge, besuchte Kirchen, besonders jene, in denen das 40stündige Gebet gefeiert wurde, und Kranke, auch verschämte Arme, denen er Almosen brachte. Zum Beichthören in der Kirche war er auch nachmittags bereit, so oft er angesprochen wurde. Der Abend gehörte den jungen Leuten, die sein Zimmer bis spät in die Nacht belagert hielten. Waren die Jünglinge fort, dann mußte ihm einer der Hausgenossen etwas aus der Heiligen Schrift vorlesen. Dann verrichtete er seine Gebete und beschloß den Tag gar oft als strenger Büßer mit einer Geißlung. Das war die Tagesordnung eines Heiligen unserer Tage. Kardinal Rauscher konnte daher mit Recht von ihm sagen: „Er war den ganzen Tag im Dienste Gottes, in heiligen Verrichtungen und Arbeiten für das Heil der Seelen beschäftigt." Jede Stunde des Tages war so ein Akkord zu dem Liede, das er so gerne gesungen: Alles meinem Gott zu Ehren. Bpe.

Der größte Segen

Das Gepräge, welches eine Mutter der Seele ihres Kindes zu geben wußte, ist für immer unauslöschlich; es leistet jeder Entweihung siegreichen Widerstand. Es ist bekannt, wie die hl. Blanka, Königin von Frankreich, um ihrem Söhnchen, dem nachmaligen hl. Ludwig, Schrecken vor der Sünde einzuflößen, öfters zu ihm sagte: „Mein Kind! Ach, wenn du wüßtest, wie ich dich liebe! Und doch wollte ich dich lieber tot zu meinen Füßen liegen als Gott schwer beleidigen sehen."

Glücklich das Kind, das auf den Knien einer heiligen Mutter gewiegt wird! „Ich will aus meinem Sohne einen Heiligen machen!" erklärte die Mutter des heiligen Athanasius, und er ward es.

„Tausendmal sei dir, o Gott, gedankt, daß du uns eine Heilige zur Mutter gegeben hast!" riefen beim Tode der hl. Aemilia deren Söhne aus, der hl. Basilius und der hl. Gregor von Nyssa.

Gregor der Große hat uns ein Denkmal davon hinterlassen, was er glaubte, der erleuchteten Frömmigkeit seiner Mutter Sylvia zu verdanken. Er hat sie malen lassen, neben sich sitzend, weiß gekleidet, mit der Kopfbedeckung der Gelehrten, zwei Finger der rechten Hand zum Segen ausstreckend und in der linken das Evangelienbuch ihrem Sohne vor die Augen haltend.

Und wer hat uns den hl. Bernhard geschenkt? Wer hat ihn so rein, so fest, so von göttlicher Liebe entzündet, erzogen? Seine heilige Mutter Alleth.

Als eines Tages der im Rufe der Heiligkeit verstorbene Pfarrer von Ars mit Rührung seiner Kindheit gedachte, sagte jemand zu ihm: „Sie sind glücklich, so frühzeitig den Geschmack der Frömmigkeit verkostet zu haben." — „Nächst Gott", antwortete der Pfarrer, „ist dies das Werk meiner Mutter; sie war so christlich gesinnt."

„Nichts nähert uns mehr Gott", sagt Ozanam, der Gründer des St. Vinzentiusvereines, „als das Andenken an unsere fromme, gottesfürchtige Mutter. Wenn wir dies noch nicht wüßten, Augustin, Monikas Sohn, lehrt es uns zur Genüge."

„Wenn die Mutter es sich zur Pflicht gemacht hat, den göttlichen Charakter tief in die Stirn ihres Kindes zu prägen, so kann man fast sicher sein, daß die Hand des Lasters ihn niemals wieder ganz auslöschen wird", so bemerkt der ebenso geistreiche wie fromme Graf de Maistre.

Was hilft?

Ein für viele sehr lehrreiches, passendes Zwiegespräch bietet uns in seiner Erzählung „Die Märchentante" der Schriftsteller Georg Daub. Er erzählt von einem durch Kriegsleid und Zeitelend an der Menschheit irregewordenen Manne.

Zu viel Bitteres und Grausames hatte er in den rauhen Kriegsjahren erlebt, zu viel Niederdrückendes, Schmerzliches seit den Revolutionstagen erfahren.

Er war weltmüde geworden und litt an Ueberdruß und Ekel vor der Menschheit im allgemeinen und den Großstadtmenschen im besonderen.

So wanderte er hinaus in die Heide, wo sein Geburtsdörfchen lag, zu einer lieben, alten Tante, an deren Knie gelehnt, er als Kind den Märchen und Erzählungen gelauscht. Hier in der Stille will er alles vergessen, die irregewordene Seele zur Ruhe kommen lassen. Er überraschte sie am Herde sitzend, in Gedanken versunken, im Abenddämmerlicht. Nun entwickelte sich folgendes Zwiegespräch:

„Ruhig — nicht erschrecken, Tante Sabine. Ich bins: Paul Gottschalk."

Nun erkennt ihn die Tante.

„Paul — du? Du hast mir weiß Gott angst und bange gemacht. Wie ein Dieb schleichst du ein? Böser Junge du! . . . Aber, verzeih, du bist ja nun wohl ein großer Herr geworden. Komm, laß mich Licht anzünden."

„Aber nein! Bitte nicht! . . . Und laß mich ruhig knien, neben dir, wie einst, als ich noch Kind war. Kannst du es verstehen, du Gütige, du Kluge, daß ich mich nach dir gesehnt habe, wie ein Kind sich nach Märchengeschichten sehnt? Ach, du, liebe Tante, wenn du wüßtest? — wenn du verstehen könntest? — ich kann keine Worte finden, es zu sagen . . ."

Da tastet sich eine schmale Altfrauenhand auf den gebeugten Männerkopf, und minutenlang wird es still, so daß man das Knittern des Torfes in der Feuerhöhle des Herdes vernimmt. Und dann eine leise Frage:

„Bist du unglücklich, Junge?"

„Mich würgt der Ekel."

„Eigene Schuld oder fremde?"

„Keins von beiden. Die ganze Menschheit."

„Still! Ich verstehe, das Weltgift! Ihr seid krank: am Egoismus, Haß und Glückshunger."

„Ich sage dir, Tante: die Menschen sind Tiere oder Teufel."

„Du hast wohl Furchtbares gesehen, Junge, daß du so bitter bist? . . . Sprich nicht; ich habe genug gehört von dem Grausigen der sogenannten großen Zeit. An meinem Knie hat sich manch' eins ausgeweint, — Kinder, die Vater oder Mutter verloren, Mädchen, denen der Liebste im Kriege gefallen ist, Mütter, denen feindliche Kugeln Herzwunden schlugen . . . . Aber du bist doch heil zurückgekehrt!"

„Mir wäre lieber, ich läge draußen bei meinen braven Kameraden . . ."

„Still. Nicht die Vorsehung lästern, Paul. Aber ich glaube, daß ich dich verstehe. Du hast die feine, zarte Seele der Menschen aus der Heide; ich lese in deinem Innern, mein Junge. Du bist aufgeschreckt aus einem Traum, der schöner war als die häßliche Wirklichkeit. Du bist irre geworden an den Menschen."

„So ist's."

„Nun wohl, mein Junge. Du kamst nicht her zu mir, um Märchen zu hören, sondern Wahrheit, die das Herz leicht und froh macht. Glaub' mir: auch in den Geschichten, die ich den kleinen Buben und Mädels erzähle, steckt mehr Sinn und Verstand, als mancher Große wähnt . . . . Die Wahrheit aber ist, daß du und ihr alle da draußen krank seid. Das ganze Volk, die ganze Menschheit liegt in einem schweren Fieber. Wer wollte einem Kranken um dessentwillen grollen, was er im Delirium spricht und plant und tut? . . . . Ihr sollt wieder gesund zu werden suchen, gesund vor allem an eurer Seele!"

„Kennst du die rechte Arznei, Tante?"

„Eine nur hilft: die Liebe!"

„Die — Liebe?"

„Ja — das ist der Heiltrank, der einzige für den Hunger nach Glück, den Hader, die Hetze und den Haß. Sieh, mein Junge, ich bin alt genug geworden, um die Menschen zu kennen. Du siehst noch zu sehr die Außenseite der Dinge, und das Unglück der Nation und die Not der Einzelnen machen dir Qual; dieses jämmerliche Elend, das da die Nachtseiten des Daseins schroff hervorkehrt. Du siehst ein Trümmerfeld der Menschheit und zwischen den Ruinen Sieger und Besiegte, die sich beide nicht in ihr Schicksal finden, weil sie den Faden nach oben verloren haben. Du bist unglücklich, weil du glaubst, der machttrunkene Sieger müßte nach Recht und Gerechtigkeit der Unterlegene sein. Weißt du aber, ob nicht der Besiegte in Wahrheit der Gottbegnadete ist?"

„Du meinst . . . .?"

„Wen der Herr liebt, den züchtigt er. Wer weiß, ob nicht der Heiltrank der Gottesliebe in der Demütigung verborgen ist, unter der wir alle zuerst erschraken. Hat all das Elend, das der Haß und Kampf gegeneinander schuf, uns nicht gezeigt, daß die Menschheit nur bestehen kann und glücklich werden kann, wenn die Liebe zum Nächsten auf Erden herrscht! Der Menschheit Würde wächst, wenn weniger Herren und Knechte, dafür mehr Kameraden, Helfer und Brüder am Tempel wahrer Kultur bauen. Glaubst nicht auch du, daß in den Liedern der Geknechteten und Entrechteten manche Strophe mit Herzblut geschrieben war?"

Reden und Gegenreden waren hastig wie mit Elementargewalt, einander gefolgt. Jetzt aber hob sich Dr. Paul Gottschalk von den Knien empor. Er atmete tief und wie befreit auf und sagte feierlich:

„Tante Sabine, du kluge, du gute: ich sehe Licht in dem schreckhaften Dunkel. Aber sag' mir noch eins: ist es kein Märchenlied, das Lied von dem echt sozialen und wahrhaft demokratischen Menschenbrüdertum?"

Da reckte die Greisin ihre hagere Gestalt auf und versetzte feierlich:

„Sind Heilandsworte Märchengespinst? — oder ewige, unerschütterliche Wahrheit? Denk' an die Bergpredigt über die acht Seligkeiten, die uns Staubgeborenen verkündet wurden. Wahr ist's: das Paradies ist uns verloren; aber ein Stück zurückerobern kann sich jeder, der Gutes tut um der Liebe willen .... Und nun, mein Lieber, wenn du dich an meinem kargen, aber gesunden Abendessen gestärkt hast — geh' schlafen. Hörst du draußen das Mühlrad? Solange das seine Arbeit tut, hab' ich Brot und Segen; Liebe — und Arbeit, das sind die Heilmittel für die kranke Welt unserer Tage ...."

Still, in tiefem Sinnen stärkte der Gast in die zuckende Flamme des Herdes. Dann aber schloß er jählings das greise Frauchen in seine Arme und flüsterte:

„Hab' Dank, du Gute."

Auf Gott vertrau'!

Wer sich auf die Welt verläßt, der ist verlassen; wer aber auf Gott und nur auf Gott vertraut, der hat auf festen Grund gebaut und wird nicht zuschanden werden ewiglich. Eine schwedische Königin hat gesagt: „Um in dieser und in jener Welt glücklich zu sein, muß man alles zu entbehren wissen, was nicht Gott ist", und als Merkwort in ihr Brevier gelegt: das so oft wiederholte Wort „Solo Dios basta, Gott allein genügt." Du kannst dabei das Wörtchen „Gott" oder das Wörtchen „allein" betonen, jedesmal hast du recht: Hast du Gott und hättest du sonst nichts, so genügt es zu deinem Glück; und hättest du alles andere, aber nicht Gott, so kannst du nie und nimmer glücklich sein. Der Dichter Torquato Tasso wurde gefragt, wer der Glücklichste sei; er antwortete: „Gott." Dann wurde er gefragt, wer nach Gott am glücklichsten sei; er antwortete: „Wer Gott am nächsten ist." — Nun weißt du die Antwort auf die Frage: Gott oder die Welt? Merke dir das Wort:

Die Welt, mein Freund, die arge Welt
Verspricht dir viel und hält dir nichts.
Halt du's mit dem, der alles hält,
Dein Glück in Gott, kein Sturm zerbrichts.

Düstere und traurige Gedanken

In seinem goldenen Exerzitienbüchl in läßt der hl. Ignatius von Loyola die Betrachtung der Liebe in die Worte ausklingen: „Nimm, Herr, nimm hin all meine Freiheit, mein Gedächtnis, meinen Verstand und all meinen Willen, was ich habe und besitze: du hast mir das alles gegeben. Dir, Herr, stelle ich es zurück. Alles ist Dein; verfüge darüber ganz nach Deinem Willen. Gib mir Deine Liebe und Gnade — das genügt mir."

So betete eine große Seele.

So handelte er aber auch in gesunden wie in kranken Tagen. Mochte er unter der falschen Behandlung des Arztes auch noch so leiden: er schwieg und wartete geduldig.

Sein Zustand steigerte sich schließlich zu höchster Beklommenheit. Der Arzt meinte, Ignatius habe Angst vor dem Tode. Er suchte ihn darum aufzumuntern, daß er doch all die Sorgen ausschlage und keine düsteren und traurigen Gedanken mehr hege.

„Düstere und traurige Gedanken —?" fragte sich der Heilige. Sollte es etwas geben, was ihm schwer und lästig fallen und seinen Seelenfrieden rauben könnte?

Er suchte und suchte. Da fand er es. Das wäre ihm sehr hart: wenn seine Ordensstiftung aufgelöst würde. Sie war sein Lebenswerk, die Freude und der Trost seines Alters. Sichtbar ruhte Gottes Segen auf ihr. Und wenn dies Werk jetzt zertrümmert würde ....

Sorgfältig prüfte sich Ignatius, wie lange er einen solchen Schlag wohl schmerzlich empfinden würde?

Und er konnte das aufrichtige Geständnis machen: „Wenn es ohne meine Schuld geschähe, genügte eine Viertelstunde der Sammlung in Gebet, um alle Unruhe aus der Seele zu verbannen, selbst wenn man die ganze Gesellschaft Jesu wie Salz im Wasser auflöste." — —

Nun prüfe dich! Wie viele Tage, wie viele Wochen braucht es manchmal bis dir, wenn dir etwas wider Wunsch und Willen geht, wenn etwas — ach, wie klein und erbärmlich ist es oft! — deinen Lebens- und Geschäftsgang durchkreuzt. Wie viele und düstere Gedanken plagen dich alsdann! Das sollte anders werden!

Aus dem Leben

Ich besuchte vor kurzem im Krankenhause eine kranke Mutter. Ihr kleines, neugeborenes Kindlein ruhte zu ihren Füßen auf dem Krankenbett. „Wie lange", sagte ich, „dauert es doch, bis so ein kleines Würmchen einmal stehen und gehen und verstehen und sprechen kann! Was hat doch eine Mutter viele Mühe mit einem kleinen Kinde!" „Und man tut's doch so gerne!" sagte mir die Mutter mit einer so wonnigen Freude. Ja, was man aus Liebe tüt, das geht noch mal so gut! Diese Mutter hatte neun lebende Kinder! Das will was heißen! Die älteste war dreizehn Jahre alt. Und so standen sie da, alle acht neben dem Bett, wo das Neunte schlief. In Reih' und Glied! Wie die Orgelpfeifen! Und alle noch unmündig! Und jedes hatte seine Schmerzen und jedes seine Plage. Und jedes war ein Kind, wie die Kinder alle sind. Das Mündchen wollte zu essen haben, das Leibchen seine Kleider, die Füßchen ihre Strümpfe und Schuhe und jedes seine Arbeit und jedes seine Ruhe und jedes sein Gebet, und jedes wollte seinen Himmel haben. Ach Gott! Wir Männer können das nicht verstehen, was ein Kind alles haben muß und haben will, und was neun Kinder haben möchten und haben sollen. Wir lesen aus dem Hause heraus! Die Mutter steht mitten unter der Schar und lehret die Mädchen und wehret den Knaben und trocknet Tränen und stiftet Frieden und mahnet zum Guten und strafet die Bösen und alle Tage und immer von neuem und ohne Klagen! Das ist Mutterpflicht und Mutterstolz, Mutterfreude und Mutterfreude! Was der Vater erworben, das teilt die Mutter unter die liebe Kinderschar. Und aller Augen schauen zur Mutter, und aller Hände klammern sich an die Mutter. Aufrecht, hoch, alle überragend steht sie, eine treue, fromme, fleißige, gute Mutter im Kreise der Kinder!

Wohl kostet es harte Mühe, Kinder zu erziehen; wohl muß viel Leid getragen, viel aufreibender, mühsamer Dienst am Kinde getan werden. Aber dieses Opfer trägt seinen Lohn in sich. Ist es nicht Lohnes genug, wenn ein armes Würmlein mit ganzer Liebe und Freude sich an dich anschließt und nun bei dir Hilfe und Schutz in allem sucht, wenn sein unschuldiges Auge dich so treuherzig und innig anblickt? Die Frau, die sich dem Kinde aus Liebe widmet, wird nicht arm; sie wird innerlich reicher, größer; sie bleibt jung, frisch und lebendig.

Glück der Häuslichkeit! dir gleicht keines. Du bist der Zauber, den die gütige Gottheit um den niederen Thron dieser zerbrechlichen Maschine legte, um den edleren Geist über seine Einkerkerung zu trösten. Bentzel-Sternau.

Eine Tür zu viel

In schöner Lage auf einem Hügel, am Ausgang eines Tales, hatte einer ein Schloß gebaut. Ein mächtiger Turm, mit Ausblick ins Tal und ins weite ebene Land hinaus; das Schloßgebäude elegant und prunkend, in dessen Gemächern alles angehäuft wurde, was man jetzt mit Geld und ohne gute Worte haben kann; ein Park voll Terrassen und schattigen Gängen, hundert Hektare Weinberg, Wiesen und Felder; Prachttore aus Schmiedeeisen, die ein- und ausführen; kurz alles, was das Herz begehrt und Lust sich wünscht, war da beisammen.

Eines Tages stellte sich der Herr vor das Schloß, überblickte es mit Stolz und Behagen und dachte: Man zeige mir ein schöneres. Freilich, freilich, ich habe mir ein Rückgrat krümmen müssen, um so hoch zu steigen, und meine Millionen habe ich nicht ohne Schweiß zusammengebracht; aber ich habe sie doch und kann sie genießen in diesem Palast. Ein geringer Handwerksmann ging vorbei. Der Herr rief ihn heran und fragte mit Uebermut: „Was hältet Ihr von meiner Hütte?" Der Mann war nicht auf den Kopf gefallen. Er sagte: „Nicht übel; Sie haben aber einen Fehler an dem schönen Bau." — „Welchen Fehler?" fuhr der Herr darein. „Sie haben eine Tür zu viel da, die, aus welcher Sie getragen werden, wenn Sie sterben." Der Herr senkte den Kopf. Bald wurde er siech, er starb in Schmerzen nach zwei Jahren und wurde hinausgetragen.

Die Gans

Der berühmte Maler Menzel konnte ganz besonders unangenehm werden, wenn er merkte, daß man sich über seine sonderbare Figur und sein nicht gerade entzückendes Aeußere lustig machte.

Eines Tages saß er in Klinger in seiner Stammkneipe beim Wein, als drei Fremde, eine Dame und zwei Herren, hereintraten und sich am Nebentische niederließen. Als der Maler zufällig hinblickte, sah er, wie die Dame ihren Begleitern fortgesetzt zuflüsterte, und wie dann alle drei musterten ihn und in ein Gelächter ausbrachen.

Menzel bekam einen roten Kopf, sagte aber nichts, sondern nahm sein Skizzenbuch und begann eifrig zu zeichnen. Ab und zu faßte er dabei die Dame in's Auge, so daß diese unruhig zu werden begann; sie hatte das peinliche Gefühl, von dem seltsamen Nachbar, über den sie sich lustig machte, abgezeichnet zu werden.

Da Menzel sich durch die wütenden Blicke und sonstige Zeichen der Entrüstung nicht im geringsten stören ließ, sondern ruhig weiterarbeitete, trat plötzlich einer der Herren zu ihm heran: „Mein Herr, die Dame läßt es sich verbitten, von Ihnen gezeichnet zu werden."

„Nanu, ist das die Dame?" fragt Menzel voll Seelenruhe und hält sein Skizzenbuch hin. Kleinlaut eine Entschuldigung stammelnd, kehrt jener zu seinen Begleitern zurück und verschwindet mit ihnen so schnell wie möglich, während Menzel schadenfroh schmunzelnd ihnen nachsieht.

Was er gezeichnet hatte, war eine meisterhaft ausgeführte wohlgenährte, schnatternde Gans.

Der Wucherer

Eine alte Geschichte erzählt, daß der Teufel mit einem Wucherer spazieren ging. Sie kamen an allerlei Leuten vorbei, die sich mit „Hol dich der Teufel!" schalten. Jedesmal stieß der Wucherer den Teufel an, aber jedesmal antwortete der Teufel: „Das ist nicht echt." Endlich kamen sie an eine Stelle, wo eine Mutter saß, deren Kind vor Elend und Hunger zu Grunde ging. „Möchte doch der Teufel den Wucherer holen!" sagte sie. — „Das war echt!" rief der Teufel, faßte seinen Begleiter und fuhr mit ihm ab in die Hölle.

Robinetta

18) Roman von Kate Douglas Wiggin. Nachdruck verboten.

„Ich glaube, Sie finden es kalt. Mich friert nie, was eigentlich ein Unglück für mich ist, da ich im Begriffe stehe, nach Indien zu gehen."

„Nach Indien? Reisen Sie schon bald?"

„In etwa sechs Wochen. Meine Hochzeit steht nahe bevor, und gleich nachher werden wir abreisen", erklärte Miß Meredith. „Sie sahen Mr. Joyce wohl, als wir soeben zusammen ankamen?"

Ein zentnerschweres Gewicht fiel Robinetta von der Seele, während Miß Meredith sprach. Kaum konnte sie sich davon zurückhalten, aufzuspringen, ihre Arme um Dolly Merediths Hals zu werfen und sie zu küssen. Aber auch ohnedies floß sie über von einem teilnehmenden Interesse, das ihre Gefährtin in Staunen versetzte. Es ist übrigens niemals schwer, eine Braut zum Reden über ihre eigenen Angelegenheiten zu bringen. Bald waren die beiden in ein Gespräch vertieft, und als nach einer Viertelstunde Miß Smeardon kam und Robinetta mitteilte, daß sie sich verabschieden müsse, blickte diese ganz zerstreut auf.

„Wir begriffen gar nicht, wo Sie geblieben waren", bemerkte Miß Smeardon spitz . . . „Und Miß Meredith ist auch hier?" fuhr sie fort. „Ich glaubte sicher, daß Sie auf dem Tennisplatz wären, Miß Meredith. Mr. Joyce spielt jetzt."

„Oh, wir haben uns herrlich unterhalten", sagte Dolly mit so entzückender Miene, daß Miß Smeardon sie voller Verwunderung ansah.

Wenn ich sie doch genug kännte, um ihr ein prachtvolles Hochzeitsgeschenk senden zu können! Wie gerne täte ich das, wenn auch nur, um meine eigene Freude zu bekunden, dachte Robinetta. Bei der Trennung schüttelte sie Miß Meredith warm die Hand, blickte dann später nochmals zurück und winkte ihr freundlich zu. Sie sah, wie jetzt Miß Meredith auf dem Gras auf und nieder ging, und neben ihr schritt schwerfällig, aber mit galanter Miene der junge Mann mit dem Stiernacken.

„Mr. Joyce ist recht wohlhabend", erzählte Miß Smeardon. „Wie ich höre, ist er einziger Sohn und dereinstiger Erbe eines großen Vermögens. In Anbetracht ihres Alters und ihrer Vergangenheit hat Miß Meredith wirklich viel Glück."

Robinetta antwortete nicht. Sie blickte auf die durch den zerrinnenden Nebel wieder sichtbar werdende, glänzende Wasserfläche des Flusses, auf die von gelben Butterblumen bedeckten Wiesen und die fernen Hügel. Während sie auf den schmalen Landwegen nach Stoke Revel zurückfuhren, deuchte ihr das Zwitschern der vom Regen erfrischten Vögel wie Engelsgesang. Auch in ihrem Herzen sang und klang etwas, das ebenso froh war wie die Vögel.

„Wie hast du dich auf dem Fest unterhalten, Cousine Robin?" fragte Carnaby, der sie in der Haustür empfing. „Ich habe eine tüchtige Portion Erdbeeren zu mir genommen. Die Damen waren für meinen Geschmack etwas zu jung — nur unreife Mädchen, keines unter sechzig, und noch dazu so ausgelassen, nicht wahr? Dabei fällt mir ein: sahst du Nummer eins und ihren Millionär?"

„Ich weiß nicht, was du mit Nummer eins meinst", versetzte Robinetta in hochmütigem Ton, während sie ins Haus ging.

„Das wirst du schon begreifen, wenn du erst Nummer zwei bist", gab Carnaby zurück, indem er sich niederbeugte und Lord Roberts in den Schwanz kniff, bis dieser Held laut aufheulte.

9.

Lavendar zerriß den vierten Bogen und begann von neuem:

Nein, die Anrede mißfiel ihm. Er nahm einen neuen Bogen und fing nochmals an.

Meine liebe Miß Loring!

Ihr Auftrag in betreff der alten Mrs. Prettyman nahm einige Zeit in Anspruch, denn ich mußte in mehrere Läden gehen, ehe ich einen Stuhl fand — „mit grünen Kissen und einem weiten Sitz, der so bequem ist, daß er fast wie ein schmerzstillendes Mittel gegen Rheumatismus wirkt, und der dennoch in ein ärmliches Zimmer hineinpaßt." So lautete, wie ich glaube, der mir erteilte Befehl, der, wie jeder Ihrer Befehle, mehr verlangt, als rein maschinenmäßige Ausführung. Da aber die alte Dame und ich einen verschiedenen Umfang haben, so ist es noch eine offene Frage, ob das, was mir behaglich erscheint, auch ihren Beifall finden wird. Ich kann es nur hoffen. Der Stuhl wird unverzüglich fortbefördert werden.

London ist laut und staubig, schmutzig, schwül und sehr, sehr öde; wenigstens mir kommt es so vor. Während Sie dies lesen, hören Sie gewiß den Kuckuck jenseits des Flusses rufen, und Carnaby ist glücklicher, als er es verdient, weil es ihm vergönnt ist, Sie zu Mrs. Prettyman zu rudern, damit Sie ihr von dem Lehnstuhl erzählen können. Ich habe die Empfindung, als könnte ich, gleich den Japanern, hundert Meilen reisen, um jenen wunderbaren Baum anzubeten! Lassen Sie die Blüten nicht fallen, ehe ich komme!

Meinem Vater geht es leider nicht besser, so daß er nicht imstande ist, selber nach Stoke Revel zu fahren, und deshalb werde ich wahrscheinlich am Mittwochmorgen dorthin zurückkehren. Ein Gedicht von Browning kommt mir dabei nicht aus dem Sinn: Etwas über drei Tage; ich kann es nicht genau zitieren. Wenn meine Schwester diesen Brief verfaßte, würde sie schreiben, daß ich seit meiner Heimkehr sehr schwer zufriedenzustellen sei und für nichts Interesse zeige. Ich glaube fast, es ist so. Bei heißem Wetter bringt dieser Teil von London einen dazu, sich nach grünen Wäldern, rauschenden Flüssen und poetischer Lektüre unter frischbelaubten Bäumen zu sehnen. Nun, vielleicht werde ich das alles am nächsten Mittwoch genießen. Sie denken sicherlich: der klagt immer! Dennoch hat Ihr Einfluß es bewirkt, daß ich mich meiner täglichen Arbeit jetzt mit neuem Eifer widme; von Ihnen ist ein Strom von Willenskraft in mich übergegangen, gleich der Meeresflut, die in den Fluß eindringt. Da bin ich schon wieder beim Fluß angelangt. Flüsse sind anscheinend mein Tollpunkt geworden.

Ich hoffe, daß Carnaby sich gut aufführt und Sie nicht zu sehr langweilt, und daß England — wenigstens der englische Frühling — sich einen kleinen Platz in Ihrem Herzen erobert. Denken Sie daran, daß England die Heimat Ihrer Mutter war. Ja, bitte, erinnern Sie sich dessen oft!

Waren Sie auf dem Gartenfest? Sind Sie hingegangen? oder gefahren? Gefiel es Ihnen? Wer war dort? Haben Sie sich gelangweilt?

Zum Schluß kam noch eine Nachschrift:

Ich habe die Zeile von Browning gefunden: Ich seh' sie wieder in drei Tagen! M. L.

*

Dienstag, den neunzehnten.

Lieber Mr. Lavendar!

Zuerst sage ich Ihnen vielen Dank für Lizzies Lehnstuhl, der glücklich angekommen ist und Ihrem Geschmack ein glänzendes Zeugnis ausstellt. Sie schaut ihn ununterbrochen an, und wenn sie zu Bette geht, bedeckt sie ihn mit einer alten Tischdecke, um ihn gegen die Nachtluft zu schützen. Ob sie jemals so vertraut mit ihm werden wird, daß sie sich entschließt, in ihm zu sitzen, weiß ich nicht, aber auf alle Fälle hat sie außerordentlich viel Freude an dem Stuhl. Vielleicht tut das stolze Gefühl, ihn zu besitzen, ihr ebenso wohl wie die Behaglichkeit, die sie empfinden würde, wenn sie ihn benutzte.

Ihr „Rheumatismus" ist gerade jetzt sehr schmerzhaft, und Duckie macht mir viel Not. Sie entsinnen sich ihrer? Ich kenne jeden Knochen und Nerv, jede Sehne in ihrem Körper, weil ich sie öfters in ihren Korb heben muß, der hinter dem Hause steht, damit sie Lizzie nicht schon bei Sonnenaufgang mit ihrem ewigen Quaken weckt. Bisher hat sie unter Lizzies Schlafstubenfenster geschlafen und sie mißbilligt Aenderungen jeglicher Art. Ein Glück, daß sie keine Sprößlinge besitzt! Ich zittere bei dem Gedanken, welchen Schaden ihr mütterliches Beispiel in einer so redseligen Familie anrichten könnte!

Stoke Revel ist, wie es war und immer sein wird, bis ans Ende der Welt. Tante Tracy ist nur etwas schlechter gelaunt, als sie es in Ihrer Gegenwart zu sein pflegt, und das Leben fließt trübseliger dahin, obgleich Carnaby auf keine li be, ungelenkte Weise sein Möglichstes tut. Wenn Sie jemals wünschten, daß Ihr Verstand Geistesblitze schleudere, und daß Ihre Charakteranlage derjenigen eines Engels gliche; wenn Ihnen jemals in einem Anfall von Eitelkeit die Idee kam, daß Sie wie ein Gemisch von Apollo, Lanzelot, Demosthenes, Prinz Charlie, Ajax und Salomo erscheinen möchten — so eilen Sie nach Stoke Revel und werden Sie unser Hausgenosse. Denken Sie nichts — kommen Sie nur und die Umgebung tut das übrige; gerade wie die Pennyautomaten. Auf einem Hintergrunde betrachtet, der zusammengesetzt ist aus Bates, William, Benson, der großen Cummins, dem Hilfsprediger, Miß Smeardon und — wenn ich es wagen darf, sie hinzuzufügen — der Herrin des Hauses, muß jeder lebende, atmende Mann wie ein olympischer Gott wirken! Weder in Boston, noch in London würde ich Sie vermissen, vielleicht fände ich sogar in Weston elenden Ersatz, aber hier sind Sie einfach unschätzbar!

Eine Neuigkeit kann ich Ihnen mitteilen. Am Samstag besuchten Miß Smeardon und ich ein Gartenfest — so wurde es wenigstens genannt. Während der Hinfahrt stand das Thermometer nur eben unter Null, und ein die Sonne parodierender Leuchtkörper gab vor, zu scheinen. Nach unserer Ankunft auf dem Festplatz begrüßten uns Regenschauer und Windstöße. Da das Küchenfeuer nicht erreichbar war, suchte ich Schutz unter den weit ausladenden Aesten eines Baumes, wohin meine Wirtin mir folgte, um mich mit ihrer Nichte Miß Meredith bekannt zu machen.

Lieber Mr. Lavendar; dies ist kein Thema, das Sie und ich schriftlich behandeln können. Ich halte treu zu meinem Geschlecht, und was Meredith tat und sagte, und wie sie aussah, werde ich wie ein Heiligtum im Herzen bewahren; das ist meine Pflicht. Aber ich möchte Ihnen mitteilen, daß sie glücklich ist, daß sie sich vor einer Woche verlobt hat und bereits im nächsten Monat ihrem Gatten nach Indien folgen wird. Nun hat also der Wurm, der in den letzten Jahren an Ihren Lebenswurzeln nagte, sein Aergstes getan; Sie sind völlig frei und berechtigt, neue Irrtümer zu begehen. Ich hoffe nur, daß Sie auch diesen entrinnen werden, ohne Schaden zu nehmen, denn ich sehe es nicht gerne, wenn nette Männer sich die Finger verbrennen. Wir sind so gute Freunde geworden, als wir zusammen im Schlamm stecken blieben — uff! ich rieche ihn noch! — daß ich mich freue, die erste zu sein, die Ihnen die angenehme Nachricht sendet.

Ihre ergebene Robinetta Loring.

10.

Lavendar hatte sich geweigert, Mrs. Prettyman ihre bevorstehende Vertreibung aus ihrem Hause in Wittisham mitzuteilen, da er ihr nicht gleichzeitig mildernde Bedingungen zugestehen durfte. Diese Weigerung war, wenn auch nicht geschäftsmäßig, wie er wohl wußte, so doch entschieden gewesen; durch den stummen Vorwurf, den sie durchblicken ließ, trug sie aber unglücklicherweise dazu bei, Mrs. de Tracy in ihrem ungeheuren Eigensinn zu bestärken. In den zahllosen, ermüdenden Besprechungen, die sie mit Lavendar hatte, kehrte sie immer zu dem einen Punkt zurück: Mrs. Prettyman konnte dem Besitzer von Stoke Revel gegenüber keinen gesetzmäßigen Anspruch erheben. Falls man ihre eine Entschädigung für den Pflaumenbaum böte, würde man zugestehen, daß sie ein Recht darauf besäße, und dadurch einen Präzedenzfall schaffen, der unter den obwaltenden Umständen äußerst gefährlich wäre.

(Fortsetzung folgt.)